

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 79 (1999)
Heft: 7-8

Artikel: Karl Schmid und die Zivilgesellschaft
Autor: Sprecher, Thomas
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-166123>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

KARL SCHMID UND DIE ZIVILGESELLSCHAFT

Thomas Sprecher,

geb. 1957 in Zürich, Studium der Germanistik, Philosophie und Psychologie an der Universität Zürich und an der Freien Universität Berlin. 1985 Promotion zum Dr. phil. I. 1984–1989 Studium der Rechtswissenschaften an der Universität Zürich. Als Rechtsanwalt in einem Zürcher Advokaturbüro tätig. Seit 1994 nebenamtlicher Leiter des Thomas-Mann-Archivs der ETH Zürich; Publikation u.a.: *«Thomas Mann in Zürich»*, 1992.

Man wird nicht als Bürger geboren. Staatsbürgerliche Qualitäten bedürfen der Reifung. Das Bewusstsein des sich selbst verpflichteten «citoyen» muss entwickelt, gestärkt, immer wieder abgesichert werden, damit es in die Praxis überführt werden und dort dann mit ruhiger Selbstverständlichkeit ankern kann. Dies hat Karl Schmid in seinen Büchern und Aufsätzen immer wieder betont. Er hat aber nicht nur darüber geschrieben, er hat dieser Überzeugung auch vorbildlich nachgelebt.

Als Karl Schmid 1939 angefragt wurde, ob er sich in der Schweizer Armee dem Generalstab zur Verfügung stellen würde, sagte der 32jährige zu, im Bewusstsein, damit eine akademische Karriere zu vergeben; in der Überzeugung aber auch, dass die Schweiz jetzt Generalstabsoffiziere nötiger habe als Privatdozenten. Er unterstellte seine Zukunft dem Dienst des Landes. Er setzte, pathetisch gewendet, sein Leben ein – Jahrzehnte, bevor «Engagement» viel gerufen und etwas weniger gelebt wurde. Er verwirklichte hier und später exemplarisch das Milizprinzip, das er dann so oft auch schreibend umkreiste. *«Wir verstehen darunter», schrieb er 1972, «jene eigentümliche, in unserem Kleinstaat verbreitete und wichtige Gewohnheit, nach der einer, der irgendeinen Beruf hat, daneben innerhalb der res publica noch diese oder jene andere Aufgabe übernimmt – dilettantisch, insofern er da kein Fachmann ist, aber durchaus nicht dilettantisch, indem nicht Liebhaberei oder Vergnügen, sondern Dienstleistung zur Rede steht.»*

Die Katastrophe des Nationalsozialismus prägte Schmid's Denken und festigte seine politischen Instinkte. Sie liess ihn erkennen, welche ungeahnte, ungeheure Gefahr die alte deutsche Trennung von Geist und Politik bedeutete. Ästhetisierende Apolitie war bequem, und sie war des Teufels. Das Sich-ferne-Halten von der Gestaltung des Öffentlichen fiel ein für allemal aus dem Erlaubten. Auch Delegation zählte nicht. Wer Gewissen hatte, nahm teil, persönlich, verantwortlich. *«Jetzt ist man entweder ein Lump, oder man ist ein Staatsbürger.»* So Schmid 1940 vor Schülern.

Die deutsche Tragödie bestimmte ihn, sich dem eigenen Land und damit der Staatsverbundenheit schweizerischer Prägung zuzuwenden. Die Entelechie seines Denkens vollzog sich weitgehend auf nationalem Boden. Die helvetischen Prämissen müssen in seinem Werk immer mitbedacht, können von ihm nicht abgezogen werden. Seine Staats- und Gesellschaftsdiagnose war stets auch eine Schweizdiagnose. Die anhaltende Konzentration Schmid's auf das Staatswesen, in und mit dem er lebte, mag dort als Nachteil empfunden werden, wo man das eidgenössische Modell für ausgedient hält. Steht Europa tatsächlich aber, wie Karl Jaspers einmal erklärt hat, vor dem Dilemma, sich zu balkanisieren oder zu helvetisieren, so kommt man zum gegenteiligen Schluss. Dann erlangen die schweizerische Konsonanz des Widersprüchlichen, bei aller Unwiederholbarkeit historisch glücklicher Konstellationen, Laboratoriumsqualität und Schmid's Gedanken dazu kontinentale, ja globale Reichweite.

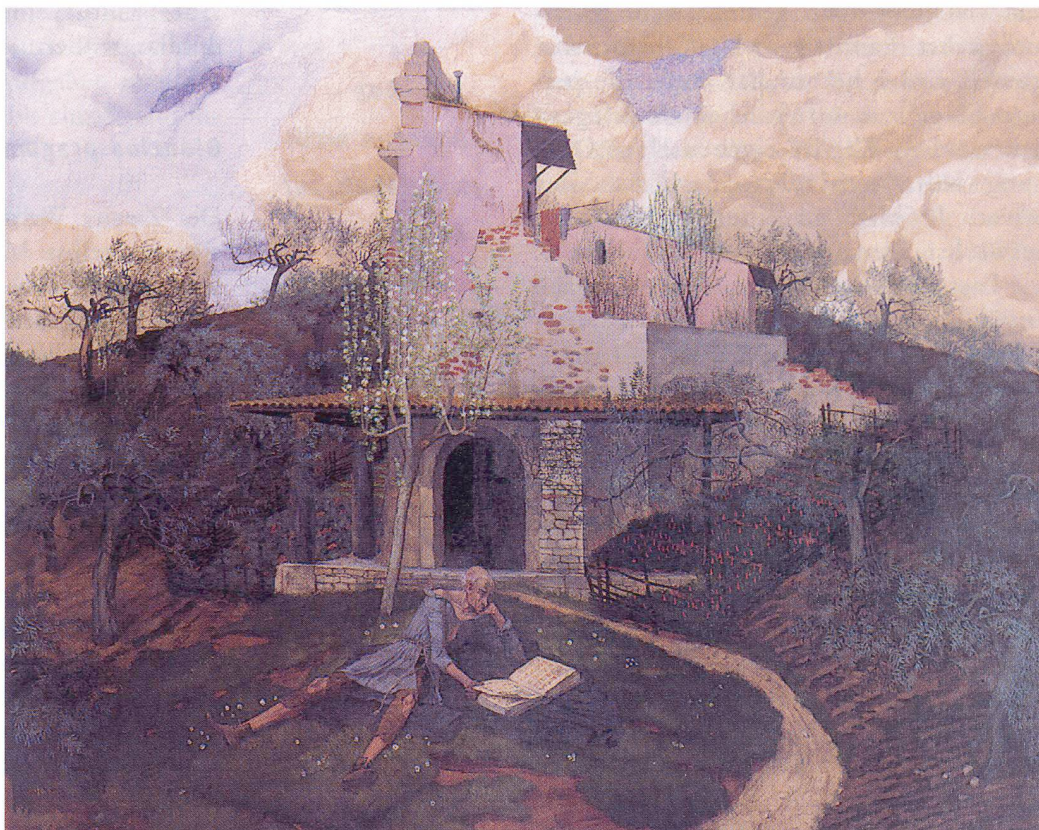
Die Bürger sind zuständig

Schmid sah in der Beschäftigung mit dem Staat den Wesenszug, mit dem sich die schweizerische Kultur am schärfsten vom deutschen (oder auch französischen) Geistesleben unterschied. Das schweizerische Selbstverständnis geht dahin, dass das Öffentliche nicht die Aufgabe bestimmter Schichten sei. Solche Schichten lassen sich eben gar nicht bestimmen. Der Staat ist nicht Sache Auserwählter, sondern des ganzen Volkes. Jeder Bürger ein Politiker. Er ist nicht anonym, nicht massen-

haft, nicht Untertan, sondern idealtypischerweise sichtbar, selbständig und verantwortlich. Er gibt autonom seine Stimme ab und steht dann im Wort. Er vertritt seine Interessen und Ideen selbst. Die *res publica* ist sein subjektives Augenmerk. Er steht in permanentem Dialog mit der Nation über die Fragen, die allen unter den Nägeln brennen. Die Folge daraus ist eine durchgehende Politisierung. Es gibt keinen staatlichen Komplex, keinen öffentlichen Bereich von Belang, für den letztlich nicht der Bürger zuständig wäre. Das hält sein politisches Sensorium wach und scharf. Seine ungeschiedene Sorge um das Ganze, die ihre beschwerlichen und unökonomischen Seiten hat, resultiert

nicht aus der rationalen Einschätzung, andere, Funktionäre, würden seine Interessen schlechter vertreten. Sie wurzelt in einer seelischen Grundverfassung des Bürgers als Milizionär, aus welcher auch alle staatsrechtlichen Ausgestaltungen der Demokratie erwachsen. Zum Beispiel bewahrt sich der Bürger die Möglichkeit der schnellen Korrektur der gewählten Repräsentanten in Parlament und Exekutive, die nicht nach dem Willen der Repräsentierten handeln.

Die Diskussion der konkreten politischen Institutionen und ihres staatsrechtlich optimalen Zusammenspiels stand nicht im Vordergrund von Schmidts essayistischen Bemühungen. Aber er wusste natürlich, dass sich mit dem Ideal der Zuständigkeit aller für alles noch kein Staat machen liess. Wo war dieser etwa, jenseits



Eremit (1907), Öl auf Leinwand, 64 x 80 cm, Sammlung Mayenfisch, Kunsthaus Zürich.

O wie beneidenswert, wie schön, wie reich ist dieses einsamen Mannes Leben, der sein Gebet und seine tägliche, gesunde Arbeit gleich schön und ruhig verrichtet. Wenn er am frühen Morgen erwacht, so schmettert das heilige und fröhliche Konzert, das die Waldvögel unaufgefordert anstimmen, in sein Ohr, und die ersten, süßen Sonnenstrahlen hüpfen in sein Zimmer. Beglückter Mann. Sein bedächtiger Schritt ist sein gutes Recht, und Natur umgibt ihn, wohin er mit den Augen schauen mag. Ein Millionär mit all dem Aufwand, den er treibt, erscheint wie ein Bettler, verglichen mit dem Bewohner dieser Lieblichkeit und Heimlichkeit. Jede Bewegung ist hier ein Gedanke, und jede Verrichtung umkleidet die Hoheit; doch der Einsiedler braucht an nichts zu denken, denn der, zu dem er betet, denkt für ihn. Wie aus weiter Ferne Königssöhne geheimnisvoll und graziös daherkommen, so kommen, um dem lieben Tag einen Kuss zu geben und ihn einzuschläfern, die Abende heran, und ihnen nach folgen, mit Schleier und Sternen und wundersamer Dunkelheit, die Nächte. Wie gerne möchte ich der Einsiedler sein und in der Einsiedelei leben. (R. W., Die Einsiedelei)

Das
Milizprinzip
erlaubt unterschiedliche
Intensitäten und
verschiedene
Phasen der
Teilnahme.

des demokratischen Gesetzes der grösseren Zahl, auf besondere Kompetenz angewiesen? Schmid befasste sich intensiv mit dem Gegensatz zwischen wissenschaftlichem und politischem Denken. Er hielt den Sachverstand in Ehren. Die grossen Entscheidungen aber hielt er für politisch und behielt sie dem Souverän vor. Der Fachmann sollte vorbereiten und überzeugen, *entscheiden* aber – in Kenntnis der Interessen der Experten, unter Berücksichtigung der Enge des Spezialistenblicks – der Bürger.

Die gewissensgebundene Unteilbarkeit des Staatsbürgertums macht dieses – natürlich – nicht schon totalitär. Das Milizprinzip erlaubt unterschiedliche Intensitäten und verschiedene Phasen der Teilnahme. Man kann und soll sich zwischendurch vom Staat erholen. Womit die-

sem vielleicht auch gedient wäre. Denn umgekehrt kann ja, wie *Karl Schmid* immer wieder betont hat, auch die private Sorge zur öffentlichen Angelegenheit werden: Wer im eigenen Haus Ordnung hält, verhindert, dass sich das private Problem zu einem öffentlichen auswächst. Den anderen nicht schuldhaft zur Last zu fallen ist eine erste politische Tugend.

Sorge um den «kleinen Kreis»

Als Triebkraft hinter der eigenverantwortlichen Befassung mit dem Staat erkannte *Schmid* die Einbindung in den «*kleinen Kreis*»: eine keimhafte, zellenhafte Gemeinschaft weniger Menschen, die aufeinander angewiesen sind. Der kleine Kreis war nach *Schmid* der Gegenstand der dauernden Sorge. Er musste geschützt, gepflegt, gesichert werden. *Schmid* stellte ihn nicht mit der Familie oder der dörflichen Gemeinschaft gleich, glaubte aber, ihre seelische Tönung schriebe sich von ihm her. Die Vorstellung des kleinen Kreises basiert nicht notwendigerweise auf stabilen, vormodernen, überblickbar-agrarischen Verhältnissen. Der einzelne kann in vielen kleinen Kreisen beheimatet sein, die sich verknüpfen lassen, die sich verändern, immer neue Schneisen in die globale Unübersichtlichkeit schlagen und mit alldem entschieden ins Hochmoderne übergreifen.

Die Abgrenzung der Schweiz von Deutschland nach 1933 hat *Karl Schmid* auch zur Akzentuierung der (viel älteren) Abgrenzung des Nationalen vom Kulturellen geführt. Diese «doppelte Bürgerschaft» – kulturell zu einer anderen Gemeinschaft gehören als politisch – ist kein helvetisches Spezifikum. Heute begegnet es vorwiegend in der Diskussion um den «Verfassungspatriotismus». Danach impliziert Loyalität zu einem Staatswesen nicht die Pflicht, sich allen Kulturen, die es beherbergt, zu assimilieren, ja nicht einmal die Pflicht, sich einer der angestammten Kulturen zu assimilieren. Immerhin und allerdings sei die Frage in den Raum gestellt, wie weit eine politische Loyalität reichen kann, die nicht auf dem Boden einer Kultur steht, in welcher das Gemeinwesen selbst wurzelt. Ein Staat beispielsweise, der sich Toleranz vorschreibt, kann die intole-

Den
anderen nicht
schuldhaft zur
Last zu fallen
ist eine erste
politische
Tugend.

Wo die
Identifikation
mit der
eigenen
Staatlichkeit
sich lockert
und löst,
verlangt das
Milizprinzip
nach frischer
Motivation.

rante Kultur einer seiner Ethnien nicht dulden, will er nicht selbst ihr Opfer werden.

Glanzlos pragmatische Vernunft

Der Zweite Weltkrieg generierte Lebenssinn von selbst. Man wusste, wogegen man war, davon lebte man. Im Kalten Krieg schon nahmen die defensiven Emotionen an Intensität ab. *Karl Schmid* erlebte das Aufkommen der multiplen Identitäten, den Verlust der Bindekraft des Staates. Er erkannte, dass die Identifizierung des Bürgers mit dem Gemeinwesen – und damit des Bürgers als Bürger – an Selbstverständlichkeit verlor. Auch wenn er diesen Befund im Innersten bedauerte, bedauern musste, so hat er ihn doch nicht einfach als Degenerationssymptom, als friedens- und wohlstandsbedingte Erschlaffung beklagt. Er gehörte für ihn zum Preis der Un- oder doch Wenigberührtheit von Krieg und Revolution, einer alles in allem durchaus glücklichen Kontinuität. Daraus galt es nüchtern Konsequenzen zu ziehen. Die verlorene Fraglosigkeit rief nach Kompensation, bedurfte eines Zuschusses an Sinn, der dann das staatsbürgerlich notwendige Engagement mit Energie versorgen mochte. Wo die Identifikation mit der eigenen Staatlichkeit sich lockert und löst, verlangt das Milizprinzip nach frischer Motivation. Was aber hat ein Staat, der bis ins Feinste ausgebaut ist, fertiggebaut scheint, seiner Jugend (jeden Alters) noch zu bieten? Wo blieben die mitreissenden Projekte? Nicht ein einziges Wort gegen den Segen glanzlos-pragmatischer Vernunft – aber Verwaltung ist eine Tätigkeit, welche die Seele der wenigsten zu wärmen vermag. Die Routine behutsamer Reform des Bestehenden facht keine Feuer der Begeisterung an.

Schmid kam hier, trotz schweren Bemühens, über Fragen und Ansätze kaum hinaus. Sein intellektuelles Gewissen verbot ihm schnelle, billige, falsch gewordene Rezepte. Mit dem Appell an «*Pflicht*» und «*Opfer*» und «*Vaterlandsdienst*» allein war – und ist – nur noch wenig zu holen. Die – da schleichende, dort rasende, da verdeckte, dort offen proklamierte – Ökonomisierung aller Lebensbereiche fordert positive Anreize. Wie hält man die Bürger bei der Stange? Wie sichert sich die Zivilge-

sellschaft die für sie nötige, vom Beruf, der privaten Lebensarbeit nicht vereinnahmte Energie? Was hat sie an Aufgaben anzubieten, welche den Einsatz des einzelnen lohnen und auslösen?

Grenzen des Milizprinzips

Auch auf der anderen Seite, gewissermassen, ist das Milizprinzip in den letzten Jahren an seine Grenze gestossen. Viele wollten schon, können aber nicht. Ihr Beruf lässt ihnen die Zeit und Kraft nicht mehr, sich noch in andern Sphären zu betätigen. Die Schwierigkeit, in einer Person gleichzeitig mehrere Funktionen zu vereinen, ist entschieden gestiegen. Die Verfechter des Milizprinzips stehen vor der Aufgabe, vermehrt die Abfolge verschiedener Karrieren zu ermöglichen, Quereinstiege zu erleichtern. Die gute alte Trias der Trophäen männlicher Karrieren – Direktor, Nationalrat, Regimentskommandant – lässt sich heute kaum mehr gleichzeitig erreichen. Es spricht aber vieles dafür, dass man – nun, nicht zwingend – just die heilige Dreiheit von einst, aber dergleichen *nacheinander* erreichen können sollte. So würde der private Ehrgeiz weiterhin in staatsbürgerlich produktive Bahnen gelenkt und die Erfahrung aus dem einen Bereich (und: Lebensalter) für weitere fruktifiziert.

Die Zivilgesellschaft (der Begriff kommt bei Schmid als solcher nicht vor) muss der Staatlichkeit, das heisst vor allem: der Rechtsstaatlichkeit Sorge tragen. Sie ist auf sie angewiesen. Insofern ist gelebte Staatsbürgerlichkeit eine *conditio sine qua non* für die Existenz einer Zivilgesellschaft, welche sich durch Abschwächung und Auflösung traditioneller Bindungen kennzeichnet. Der Privatbürger muss Staatsbürger bleiben; die staatsbürgerliche Pflicht erst ermöglicht die private Kür. Für Schmid stand ausser Frage, dass nur der Staat den Rahmen bot, in dem eine in vieler Hinsicht mobiler gewordene Zivilge-

Die
Schwierigkeit,
in einer
Person
gleichzeitig
mehrere
Funktionen
zu vereinen,
ist entschieden
gestiegen.

Karl Schmid, *Gesammelte Werke in 6 Bänden*, hrsg. von Thomas Sprecher und Judith Niederberger, Verlag Neue Zürcher Zeitung, Zürich 1998.

sellschaft sich bewegen konnte. Der Staat sollte die Vorgaben liefern für verschiedene gesellschaftliche Bereiche. Schmid hat den heute häufig zu beobachtenden Verzicht des wirtschaftlichen Handelns auf den Einbezug politischer Aspekte, zum Beispiel auf politische Klugheit, nicht mehr erlebt. Aber nur schon eine Reihe von Fusionen um 1970 hat ihn um den Vorrang der Staatlichkeit vor der Wirtschaft besorgt sein lassen.

Erziehung zum aktiven Engagement

Seit Schmid's Tod 1974 hat sich vieles weiter verändert und beschleunigt. Die direktdemokratische staatliche Willensbildung dauert heute meist zu lang, um die Rahmenbedingungen initiativ setzen zu können. Die gesellschaftlichen Veränderungen kommen in der Regel zuerst; der Staat reagiert darauf. Insbesondere antwortet er auch auf Entwicklungen ausserhalb seines Territoriums. Politik hat deswegen an Bedeutung nicht eingebüsst. Aber eine strenge Beschränkung auf «autonomen Nachvollzug» wäre der Würde des Staates nicht zuträglich. Er sollte vor der Renaissance der Zivilgesellschaft seine Fähigkeit auffrischen, sich eigene Ziele zu setzen.

Um Schmid gerecht zu werden, darf in diesem Zusammenhang die Erziehung nicht ganz unerwähnt bleiben. So stehe am Schluss, was am Anfang steht. Erziehung ist der Grundstein des staatsbürgerlichen Bewusstseins. Schmid schrieb ihr (nicht der formalen Bildung allein) hohe, ja höchste Bedeutung zu. Er selbst hat, nachdem er dann doch auch Hochschullehrer geworden war, ein Leben lang pädagogisch gewirkt, pädagogisch in einem weitern Sinn, der die Bemühung um eine lebenslange, aktive, staatsbürgerliche Meinungsbildung mit einbezieht. Und so wurde auch jede seiner Reden zur republikanischen Tat. ♦